

# Die wilde Taube

**Nurmemet Yasin Orkishi**

Für die Veröffentlichung der Erzählung „Die wilde Taube“ in einer Literaturzeitschrift im Herbst 2004 wurde Nurmemet Yasin Orkishi festgenommen und am 2. Februar 2005 zu zehn Jahren Haft verurteilt. Ihm wurde vorgeworfen in seiner Erzählung zum Separatismus aufgerufen zu haben. Das Verfahren fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, Berichten von Radio Free Asia (RFA) zufolge wurde dem Angeklagten ein rechtlicher Beistand verwehrt. Die 2000 Exemplare des „Kashgar Literature Journals“ wurden beschlagnahmt.

## **Die wilde Taube**

Hier bin ich, anscheinend auf einen Flug durch den tiefblauen Himmel. Ich vermag nicht zu sagen, ob ich träume oder wache. Ein steifer Wind bläst in meine Flügel – meine Seele steigt empor und mein Körper ist stark und kräftig. Das Leuchten des Morgens scheint unendlich und die Sonnenstrahlen ergießen sich hell und angenehm auf die Welt. Welch prächtige Landschaften! Ich fliege so hoch, wie mich meine Seele empor trägt.

Die Erdbeerfelder entschwinden dem Blick, die Welt wird unversehens weiter und breitet sich einem tiefblauen Teppich gleich unter mir aus. Das ist ein Wunderland, wie ich noch nie eines zuvor sah. Ich liebe diesen Platz, wie ich meine Heimatstadt liebe – aus ganzem Herzen – alles, was sich unter meinem Flügel befindet, ist nichts anderes als nur prächtig. Jetzt erscheinen unter mir Häuser und Gegenden mit lebenden, sich bewegendem Kreaturen – das müssen die Menschen sein, vor denen mich meine Mutter stets gewarnt hat. Mag sein, dass meine Mutter alt geworden ist. Sie sehen nicht so aus, als wären sie gefährlich. Wie können

Wesen wie diese, die so langsam über die Erde kriechen, stärker sein als Vögel, die hoch in den Lüften kreisen?

Vielleicht irre ich mich, aber sie erscheinen nicht so, als ginge eine Gefahr von ihnen aus. Meine Mutter sagte mir immer wieder, sie seien heuchlerische, heimtückische Kreaturen, die uns, wenn sie uns sähen, rasch einfingen und einsperrten. Wie ist das möglich? Vielleicht bin ich nicht klug genug. Unvermutet überkommt mich die Sehnsucht, die Menschen zu sehen und kennen zu lernen, daher fliege ich tiefer, schwebe über ihnen, um sie deutlicher zu sehen. Stets hatte mich meine Mutter gewarnt: „Die Menschen kennen vielfältige Tücken, ihre Schläue ist in ihrem Bauch versteckt, hüte dich, dass deine Sorglosigkeit sie nicht zu deinen Gefängniswärtern macht.“

Augenblicklich will ich die Kabalen der Menschheit erkennen. Warum sollten sie diese in ihren Bäuchen verstecken? Für mich ist das völlig unmöglich zu verstehen.

Im Gleitflug fliege ich langsam tiefer, schwebe in den Lüften über den bewohnten Orten. Einzelheiten unter mir sind deutlich zu erkennen. Ich sehe Menschen, ihre Kühe, Schafe und Hühner sowie vieles, was ich noch nie zuvor gesehen habe. Eine Schar Tauben streift umher, einige von ihnen sitzen auf einem Ast.

Ich lasse mich nieder, um an ihrem Gespräch teilzunehmen – vielleicht will ich auch nur eine Pause einlegen. So genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Damals waren meine Gefühle ein wenig durcheinander. Sicher ist: Über ihr Leben möchte ich mehr wissen.

„Woher kommst du?“, fragt mich ein Täuberich. Er ist älter als die anderen. Mir ist nicht klar, ob er der Anführer der Schar ist. Wie auch immer, da ich keiner von ihnen bin, ist sein Rang für mich nicht wirklich wichtig. Daher antworte ich einfach: „Ich komme aus der Schwarm, der in den Erdbeerfeldern wohnt.“

„Von der Gegend habe ich von meinem Großvater gehört, denn auch unsere Ahnen kommen von dort“, antwortet er. „Doch ich dachte, die ist

weit weg und es würde Monate brauchen, um von hier dorthin zu fliegen. Für so eine weite Strecke reichen unsere Kräfte nicht. Hast du dich vielleicht verirrt?"

Ist er so alt, dass er die kurze Strecke nicht in ein paar Tagen bewältigen kann, wie ich es gemacht hatte? Vielleicht ist er viel älter, als er aussieht, oder er denkt an ein anderes Erbeergebiet, das noch weiter entfernt liegt? Ich überlege: Sollte sein Großvater aus derselben Gegend stammen wie ich, könnten wir unter Umständen verwandt sein. Dem alten Täuberich aber sagte ich: „Ich habe mich nicht verirrt, sondern habe mich im Fliegen geübt und kam zufällig hierher. Bloß einige wenige Tage bin ich geflogen, aber seit ich mein Zuhause verlassen habe, habe ich nichts mehr gegessen.“

Der alte Täuberich schaut überrascht auf: „Du musst eine wilde Taube sein“, sagt er. „Jeder sagt, wir sind nicht so tapfer als ihr, weil wir nicht weiter denken als bis zu den Ästen, auf denen wir rasten, und den Käfigen, in denen wir schlafen. Ich habe schon immer hier gelebt und bin auch nie weiter gekommen – warum hätte ich auch sollen? Hier gibt es einen Ast zum Ausruhen und einen Käfig zum Leben, außerdem wird alles für mich bereitet. Warum sollte ich von da weggehen – um etwa zu leiden? Außerdem bin ich verheiratet. Ich habe eine Familie. Wohin sollte ich gehen? Mein Gastgeber behandeln mich gut“, schloss er und putzte ein wenig an seinem Gefieder.

„Ich habe mir sagen lassen, dass die Menschen furchtbar sind“, antwortete ich. „Man sagt, wenn uns die Menschen fangen, dann versklaven sie unsere Seelen. Stimmt das?“

„Seele? Was bedeutet Seele, Opa?“, fragt ein junger neben mir sitzender Täuberich. Ich bin überrascht, dass er nicht einmal das Wort kennt. Er weiß nicht, was eine Seele ist! Was lehren diese Tauben ihren Kindern? Ohne Seele zu leben, ohne zu wissen, was eine Seele ist, ist sinnlos. Verstehen die das nicht? Eine Seele zu haben, in Freiheit zu leben – das kann man nicht kaufen oder geschenkt bekommen und lässt sich auch nicht so einfach durch Beten erwerben.

Freiheit der Seele, ahne ich, dies wäre die entscheidende Frage dieser bemitleidenswerten Tauben. Ohne Freiheit der Seele ist das Leben bedeutungslos und nun erweckt es den Anschein, dass sie nicht einmal den Begriff gehört haben. Der alte Täuberich berührt den Kopf seines Enkels und sagt: „Ich weiß auch nicht, was eine Seele ist. Den Begriff habe ich einmal von meinem eigenen Großvater gehört, der ihn von seinem Großgroßvater gehört hat. Vielleicht hat auch er ihn von seinem Großgroßgroßvater gehört. Mein eigener Großvater pflegte manchmal zu sagen: ‚Wir Tauben haben unsere Seele vor langer Zeit verloren.‘ Mag sein, dass das die Seele ist, die von der wilden Taube angesprochen wird. Nur heute haben wir nicht einmal einen Hauch von solch einem Ding.“ Der alte Täuberich dreht sein Gesicht zu mir und fragt: „Sag mir, mein Kind, weißt du, was eine Seele ist?“

Mich fröstelt, als ich feststelle, dass ich nicht beginnen kann diese Frage zu beantworten, weil mir die Worte brechen. Endlich sage ich: „Dazu bin ich nicht in der Lage. Aber meine Mutter sagte mir, ich besäße den kühnen und wagemutigen Charakter meines Vaters ... Wenn dieser ausgereift ist, werde ich ganz sicher wissen und auch verstehen, was eine Seele ist.“

Der alte Täuberich antwortete: „Das muss das Wirken des Geists deines Vater in dir sein. Wir haben nicht nur Generationen unserer Väter verloren, sondern die Seele unserer gesamten Gemeinschaft der Tauben ist verschwunden. Meine Mutter und ihre Familie haben das Wort Seele niemals vor uns erwähnt und auch ich habe es nie vor meinen Kindern gebraucht. Vielleicht sind wir bereits in ein seelenloses Zeitalter eingetreten. Wie schön wäre es, könnten wir zu diesen früheren Zeiten zurückkehren.“ Der alte Täuberich lächelt und verliert sich in einer behaglichen Träumerei.

„Ohne unsere Seelen“, belehre ich ihn, „werden Generationen von Tauben von Menschen in Knechtschaft gehalten werden, die sich jederzeit aus uns eine Mahlzeit zubereiten können. Selbst wenn sie euch freiließen, werdet ihr weder eure Familie und noch eure Portionen Fressen zurücklassen. Ihr wollt euren Rastplatz nicht verlieren und auch nicht das bisschen

Taubenfutter. Daher gestattet ihr, dass eure Nachfahren Sklaven der Menschen werden. Was ihr braucht, ist ein Anführer. Aber zuallererst müsst ihr eure Seele befreien und verstehen, was überhaupt eine Seele ist. Warum kommst du nicht mit mir? Wir könnten versuchen, meine Mutter um Rat zu fragen.“

Ich vermag nicht zu sagen, ob es der alte Täuberich war und oder ich, der über die Seele mehr wissen wollte. Vielleicht liegt es in uns beiden.

„Mit einem Fuß stehe ich bereits im Grab“, sagt er zu mir, „außerdem ist mein Taubenverschlag sicher. Wo soll ich mich umschaun, um zu verstehen, was eine Seele ist? Ich würde eine Seele nicht einmal erkennen, wenn ich eine sähe und ich habe keine Ahnung, wo ich sie suchen soll. Wie willst du mir helfen, dass ich meine finde? Unser Leben ist hier friedlich. Es passiert nichts und unser Leben ist leicht. Wie sollte ich andere dazu auffordern, ihr Leben aufzugeben, um etwas zu finden, dessen Bedeutung wir nicht kennen?“

Ich denke über das nach, was der alte Täuberich gesagt hat, was im ersten Augenblick so weise klingt, ist beim weiteren Überlegen völlig falsch. Unversehens bin ich unwillig und verwirrt, befinde ich mich doch in einer philosophischen Diskussion mit diesen Tauben, solch seelenlosen Vögeln. Daher beschließe ich mich zu entfernen und meine Mutter zu finden.

In diesem Augenblick schwebt eine Schar Tauben auf den Ast neben dem unseren herab. Ich höre, wie sie miteinander sprechen, aber ich kann die von ihnen gebrauchten Worte nicht verstehen. Vielleicht reden sie in ihrer Muttersprache? Auch in unsere Gegend kommen manchmal Fremde. Handelt es sich um fremde Besucher? Freunde oder Verwandte des alten Täuberichs? Ich kann es nicht sagen, weiß auch nicht, ob sie mich in ihr Gespräch einbeziehen möchten.

„Wie geht's dir, mein Kind“, fragt der alte Täuberich die Federn einer kleineren Taube säubernd.

„Nicht gut. Mich hungert“, antwortet die kleine Taube. „Warum füttert mich meine Mutter nicht mehr?“ Die Kleine spricht über Taubenfutter – ich

meine, die Worte Weizen, Hirse oder Hanf zu hören. Sie verwenden viele verschiedene Namen für Taubenfutter, die ich nicht kenne. Diese gezähmten Tauben sind sehr merkwürdig – so viele ihrer Worte kann ich nicht entschlüsseln.

„Deine Mutter versucht ihre Kropfmilch für deine Geschwister zu bewahren, die du bald haben wirst“, antwortet der alte **Täuberich**. „Du musst auf die Menschen warten, bis sie kommen und uns füttern.“

„Ich kann nicht mehr warten und flöge besser in die Wüste hinaus und versorge mich selbst“, entgegnet der junge Vogel.

„Bitte horche auf mich, mein lieber, kleiner Bub. Das ist zu gefährlich. Wenn du hinausgehst, könntest du gefangen und gegessen werden. Bitte geh nicht!“ Die kleine Taube versucht ihn zu beruhigen. Diese Tauben scheinen auf den Ältesten der Gruppe zu hören.

Diese Tauben leben unter Menschen, die sie fangen und essen können. Warum die Tauben das hinnehmen habe ich nicht verstanden. Habe ich vielleicht gar die Worte „gegessen werden“ falsch verstanden? Mag sein, dass es in ihrer Sprache „versorgt werden“ bedeutet. Sollte es sich um ein Lehnwort handeln, habe ich es vermutlich falsch aufgefasst. Und es handelt sich um ein so wichtiges Wort, das jede Taube kennen muss.

Meine Mutter schärfte mir sehr eindringlich ein: „Lass dich nicht von den Menschen fangen und essen.“ Wenn sich diese Tauben fürchten, gefangen und gegessen zu werden, wie können sie dann unter Menschen leben? Vielleicht haben sie auch vergessen, dass sie Flügel haben. Mag sein, dass sie nicht einmal ihren Taubenverschlag verlassen wollen, weil sie sich so daran gewöhnt haben.

„Wie ist unser Gastgeber?“, fragt die junge Taube den alten Täuberich.

„Sehr gut“, antwortet der Alte.

„Aber vielleicht ist unser Gastgeber wie alle anderen Menschen, die uns fangen und essen, wenn sie die Möglichkeit dazu haben.“

„Das ist anders“, erwiderte der Alte. „Die Menschen halten uns in einem Taubenverschlag, um uns zu füttern, und haben daher das Recht, dass sie uns essen dürfen, wenn es erforderlich ist. Es besteht die Notwendigkeit

für die Menschen, dass sie in der Lage sind, uns zu fangen und zu essen. So muss es sein. Keiner Taube ist es gestattet, sich dieser Vereinbarung zu widersetzen.“

Nun verstehe ich, dass „essen“ hier dasselbe bedeutet wie zuhause. Noch vor einem Augenblick versuchte ich zu verstehen, was sie meinen, wenn sie das Wort „essen“ aussprechen. Jetzt brauche ich nicht mehr zu raten. „Unser Gastgeber hat unser gesamtes Futter bereits ausgestreut und die größte Taube hat schon alles aufgepickt. Ich bin nicht in der Lage, einen Kampf um die Speise zu beginnen, die ich brauche. Was soll ich machen? Täglich werde ich dünner und schwächer. So kann ich nicht lange überleben“, klagt die junge Taube.

„Langsam wirst du wachsen und du wirst auch lernen, wie du ein wenig Nahrung ergatterst, das rund um die großen Tauben herumliegt. Unter keinen Umständen darfst du etwas Essbares an andere abgeben. Nur so überlebt man hier“, beruhigt der alte Täuberich.

Tauben haben zu lernen, mit dem zufrieden zu sein, was sie haben. Versuche nicht um etwas zu streiten, was über das Notwendige hinausgeht.

„Aber Großvater“, hebt die junge Taube an.

„Das genügt jetzt, mein Kind. Sag nichts mehr. Tauben müssen lernen mit dem zufrieden zu sein, was sie haben. Versuche keine Argumente zu finden, für etwas, was mehr will als das Notwendige.“

Mich drängt es jetzt, etwas zu sagen und unterbreche: „Du hast ihm seine Freiheit beschnitten. Du musst ihm mehr Freiraum lassen und ihm gestatten, seinen freien Willen entsprechend zu leben.“ Ich kann mich nicht verschweigen. So zu leben, wie der alte Täuberich es vorschlägt, zerstört die Brüderlichkeit, die unserer Art eigen ist.

„Ach, du verstehst unsere Situation nicht“, weist mich der alte Täuberich zurecht. „Unsere Gastgeber zu ärgern ist völlig ausgeschlossen. Wenn irgendeiner seine Gesetze missachtet oder sein Territorium verlässt, landeten wir alle in einem Käfig, von dort könnten wir monatelang durch

die Gitterstäbe schauen. Wir würden den Ast absägen, auf dem wir sitzen.“

Was ist das eigentlich, was Taubenkäfig genannt wird? Mir steht kein Hinweis, kein Fingerzeig zur Verfügung. Diese Tauben behaupten, sie fürchteten sich schrecklich davor in ihm eingesperrt zu werden, aber gleichzeitig ängstigen sie sich, ihn zu verlieren. Das Überraschendste von allem ist, dass es diese Tauben ertragen mit den Menschen zu leben. Habe ich mit einem Großvater jemals über so ein Thema besprochen? Ich glaube nicht, dass er mir jemals diesbezüglich einen klaren Hinweis gegeben hat.

Dafür sage ich zu dem alten Täuberich: „Du sprichst so, als wärst du einer von ihnen – einer der Menschen. Nahrung von Schwächeren zu nehmen und dann verbieten sich zu wehren. Außerdem versuchst du mühsam dein schlechtes Benehmen zu verstecken. Wie sollten solche Bedingungen in der Lage sein, künftigen Generationen Wohlergehen und Gesundheit zu sichern? Du bist ein Ausbeuter – töricht und einfältig.“

„Beleidige nicht die Menschen“, antwortet er entrüstet. „Ohne sie, wären wir heute nicht hier. Verbreite deine Antimenschenpropaganda woanders.“ Warum wollte er nicht sehen, dass ich nichts Böses gemeint hatte, sondern nur helfen wollte? Vielleicht sollte ich es deutlicher erklären.

„Dir fehlt das Verantwortungsbewusstsein. Dadurch verdammst du die anderen zu solch einem Dasein. Du treibst deine Erben an den Rand der Hölle“, setze ich fort und möchte zusätzlich einiges hinzufügen, um dieselbe Botschaft noch lebhafter vorzutragen. Plötzlich höre ich einen stechenden Ton und fühle einen gemeinen Schmerz in den Beinen. Ich versuche wegzufiegen, doch meine Flügel hängen kraftlos hinunter. All die anderen Tauben steigen auf und schweben über mir.

„Schau dich an, du Bote der Plagen, jetzt wirst du das Leben in einem Taubenkäfig kosten“, brüllt eine von ihnen. „Dann werden wir sehen, ob du jemals wieder deinen Weg fortsetzen wirst.“

Augenblicklich ist mir alles klar. Der alte Täuberich verwickelte mich in ein Gespräch, um mich so einzulullen, dass mich die Gastgeber fangen



konnten. Schmerz erfüllt mein Herz. Die Menschen stellten für mich überhaupt keine Gefahr dar! Es waren meine eigenen Leute, die mich wegen der Hoffnung auf eigenen Gewinn betrogen hatten. Das übersteigt mein Verständnis und der Kummer drückt mich. Unvermittelt überkommt mich die Eingebung, dass ich nicht aufgeben dürfe so lange ich die Kraft habe, meine Beine auszureißen, müsste mir die Befreiung gelingen. All meine Kraft zusammennehmend ziehe ich eine Bahn und eine weitere Runde.

Mein Herz ist voll der Trauer. Von den Menschen war keine Gefahr für mich ausgegangen. Es waren meinesgleichen, die mich hintergangen haben, weil sie sich einen Nutzen versprochen hatten.

„Sei nicht dumm, mein Kind, steh auf!“ Was ist los mit dir?“ Die Stimme meiner Mutter. Besorgt schaut sie mich an und ich weiß, ich bin unverletzt.

Meine Mutter sagt: „Du hattest einen Angsttraum.“

„Ich hatte einen furchtbaren Traum.“ Eng umschlinge ich meine Mutter und erzähle ihr meine Schreckensvision.“

„Mein Kind, in deinen Traum sahst du unser Geschick“, antwortet sie. „Die Menschen bedrängen uns. Stück für Stück nehmen sie, was einmal zur Gänze unser Raum war. Sie möchten uns aus dem Land jagen, das wir vor Jahrtausenden in Besitz genommen haben. Sie entreißen uns den Boden. Sie wollen das Wesen unseres Erbes verändern, indem sie uns den Verstand rauben und unser Reich durch ein anderes ersetzen. Sie rauben uns unsere Erinnerungen und unsere Eigenart. Vielleicht werden sie schon in naher Zukunft hier Fabriken und Hochhäuser bauen und es wird Rauch, der durch die von Menschen gemachten Produkte entsteht – die wir gar nicht brauchen – in unsere Umwelt sickern und unser Land und unser Wasser vergiften. Die Flüsse, die bleiben, werden nicht rein und klar fließen, wie sie es jetzt tun, sondern schwarz voll Dreck aus den Fabriken sein.“

„Dieses Vordringen der Menschen ist schrecklich“, sagt sie. „Künftige Generationen werden nie klares Wasser und reine Luft sehen und sie werden glauben, dass es immer schon so gewesen ist. Sie werden den Menschen in die Falle gehen. Diese Menschen kommen immer näher und näher zu uns und bald wird es kein Zurück mehr geben. Niemand vermag uns vor diesem Los zu schützen, wir müssen uns selbst retten. Lass uns ins Freie gehen. Die Zeit ist gekommen, dir von deinem Vater zu erzählen.“

Sie geleitet mich hinaus. Die Landschaft um uns herum ist von Wildblumen bedeckt und ist einem grünem Teppich gleich – keine Straßen, keine Fußspuren, nur eine endlose weite Steppe. Unser Land liegt auf einem Felsen, der über das Ufer eines Flusses hängt, Tausende von Tauben haben ihre Nester in der Nähe. Ein gesunder Fluss rauscht darunter, der eine Art Wiegenlied zu uns sendet, wo wir stehen. Für mich ist das der schönste und sicherste Platz auf Erden. Ohne Menschen, die unberechtigt bei uns eindringen, würden wir für ewige Zeiten in diesem Paradies leben.

„Das ist dein Land“, sagt meine Mutter. „Das ist das Land deiner Vorfahren. Dein Vater und dein Großvater, beide Anführer aller Tauben in diesem Gebiet, halfen mit, es noch schöner zu machen. Ihre Arbeit, ihr Vermächtnis haben dazu beigetragen, uns unter den Tauben einen noch besseren Rang zu beschern. Die Last auf deinen Schultern ist schwer und ich kann nur hoffen, dass du den Fußspuren deines tapferen Vaters folgen kannst. Jeden Morgen habe ich dich unterwiesen, habe dich gelehrt, wie du imstande bist täglich Hunderte Kilometer zu fliegen. Deine Muskeln sind kräftig und stark, deine Kenntnisse sind bereits groß. Dein Körper ist ausgereift, nun müssen dein Verstand und deine Vernunft rasch begreifen lernen. Immer und zu jeder Zeit ist es mit den Menschen gefährlich. Glaube nicht, weil sie am Boden unter uns gehen, wären wir sicher. Sie haben Gewehre. Sie können dich aus einer Distanz von tausend Metern abschießen. Weißt du, wie dein Vater starb?“

„Nein“, antworte ich. „Einmal hast du begonnen, mir zu erzählen, dann aber abgebrochen. Du sagtest, es wäre noch nicht der richtige Zeitpunkt.“ „Nun, jetzt ist die Zeit gekommen“, setzt sie fort. „Vor einigen Tagen sah ich, wie sich einige Menschen in unserer Gegend herumtrieben. Sie haben uns genau beobachtet. Wir sind nun gezwungen, einen sichereren Ort zu finden, ehe sie hierher zurückkommen. Es waren ihre Hände, die deinen Vater töteten.“

„Mutter, sag mir bitte, wie geriet er in ihre Hände?“ Sie denkt nach, ihr Gesicht ist traurig.

„Eines Tages führte dein Vater eine Gruppe von Tauben an, um gute Nahrung für uns zu finden. Üblicherweise haben sie Plätze ausgesucht, an denen die Speise reichlich war. Stets hat dein Vater solche Unternehmungen geleitet, denn er war ein starker und verantwortungsbewusster Anführer. An diesem Tag stand er wieder an der Spitze der Gruppe, aber er kehrte nach einigen Tagen nicht zurück. Ich machte mir schreckliche Sorgen. Üblicherweise, wenn er einen Platz mit reichlich Futter gefunden hatte, der weiter entfernt lag als einen Flug von einem halben Tag, haben wir unser Nest verlegt. Niemals wäre er so weit weggeflogen und wäre weggeblieben von seiner Behausung. Ich war überzeugt, dass er einen Unfall gehabt hatte. Damals seid ihr, du, deine jüngeren Brüder und Schwestern vor kurzem geschlüpft, daher konnte ich euch nicht verlassen und nach ihm suchen. Irgendwann, nach einigen Monaten kam eine der Tauben, die mit deinem Vater ausgeflogen war, zurück. Diese eine machte mich sicher, dass dein Vater in irgendeine Falle geraten war. Schließlich kam auch der Rest der Gruppe wohlbehalten zurück – eine nach der anderen. Alle bis auf deinen Vater.“

Die ganze Zeit über erwarte ich, dass meine Mutter klagt oder jammert, doch ein stolzes Glitzern erfüllt ihre Augen.

„Dein Vater war ein Taubenkönig erfüllt von königlichem Geist. Wie konnte er die anderen schützen, wenn er sich selbst nicht schützen konnte? Wie konnte ein Täuberich, der von den Menschen gefangen worden war, zurückkommen und seine Aufgabe als Taubenkönig erfüllen? Die

Menschen fingen ihn und im Festhalten an der Tradition des königlichen Hauses, biss er sich die Zunge ab. Keine Sekunde konnte er es mehr ertragen, in einen Käfig eingesperrt zu sein. Der Taubenkäfig war über und über von seinem Blut rot bespritzt. Ihre Speise und ihren Trank weigerte er sich zu nehmen und richtig nach einer Woche war er tot. Er opferte sich selbst. Sein Geist war wahrlich frei. Ich kann nur hoffen, dass du so werden wirst wie dein Vater: stets ein Hüter der Freiheit.“

„Mütterchen, warum konnte mein Vater nicht die Gelegenheit dazu finden, um zu fliehen wie die anderen Tauben?“

„Die Menschen hofften, dein Vater würde sich mit einer anderen Täubin paaren, einer gezähmten Täubin, um mit ihr Nachkommenschaft zu zeugen. Aber niemals könnte er Kinder haben, die als Sklaven gehalten werden. Das wäre für ihn zu schmachvoll. Diese Tauben in deinem Traum sind die Nachkommen von solchen, welche die Sklaverei hinnehmen und um ihr Futter betteln. Kind, ihre Seelen werden als Gefangene gehalten. Tausend Tode sind solch einem Leben vorzuziehen. Du bist der Sohn eines tapferen Täuberichs. Halte seinen Geist in dir am Leben“, sagt sie.

Tief bewegen mich die Worte meiner Mutter. Ich bin unendlich begeistert, dass ich der Sohn solch eines tapferen Täuberichs bin. Eine Woge von Stolz und Glück überrollt mich. Mein Herz schlägt frisch und stolz. Mit von Liebe vollem Herzen umarme ich meine Mutter.

„Du musst jetzt gehen“, sagt sie zu mir. „Dem Vaterland und all der Tauben zuliebe entlasse ich dich aus meiner Obhut. Lass die Tauben nie im Stich. Die Menschen werden immer angriffslustiger und verwenden alle Arten von Listen, um uns zu fangen. Jetzt geh und suche einen sicheren Ort für uns, mein Kind.“

Meine Flügel sind von den Tränen meiner Mutter benetzt. Die Bedeutung meines Traums ist mir nun klar: Ich muss auf eine Expedition gehen, aber unter keinen Umständen, sage ich mir, darf ich eine Falle geraten, die Menschen aufgestellt haben.

Weiter und noch weiter fliege ich, erst dem Fluss entlang und dann in die Gegend, in der die Menschen ihre Häuser bauen. Nichts gleicht dem

einladenden Platz in meinem Traum, doch ich bin vorsichtig und fliege höher und höher. In meinen Flügeln ist genügend Kraft. Ich höre nicht das Gerede der Menschen, sondern nur die Musik des Windes.

Diese Menschen sind nicht so stark und angsteinflößend, überlege ich. Fliege ich zu hoch, fürchte ich mein Ziel zu verfehlen. Fliege ich zu weit, würde das unseren Plan zur Auswanderung beeinträchtigen. Um die Wahrheit zu sagen, ich teile Mutters Plan zur Ortsveränderung nicht. Unser Land liegt auf einer überaus hohen Klippe – wie sollen die Menschen hinauf klettern, wenn es selbst für Tauben beschwerlich ist dorthin zu gelangen? Wir sind schon seit Generationen da, eine nach der anderen, und führen ein zufriedenes Leben. Warum sollen wir jetzt weggehen, vor den Menschen wegrennen, die schwächer sind, als wir glauben. Jetzt fliege ich über menschliche Behausungen. Ich spüre keine Gefahr. Vielleicht macht sich meine Mutter zu viele Sorgen.

Nun ist der Himmel schwarz. Um mich wird es finster und die Welt versinkt in äußerster Dunkelheit. Alles zerfließt in der Nacht und ich bemerke, dass ich den ganzen Tag geflogen und nun erschöpft bin. Ich muss rasten. Den Westen, den Norden und den Süden habe ich schon durchforscht und nirgendwo einen Platz zum Leben gefunden. Bisher konnte ich keinen Ort ausmachen, zu dem wir auswandern könnten. Mag sein, dass ich zu hoch geflogen bin. Vielleicht kann ich morgen in geringerer Flughöhe in den Osten fliegen. Die Sterne glitzern am Himmel. Wie kann einer, der in so einer Welt der Schönheit lebt, Angst haben? Langsam sinke ich tiefer und lande auf einem Baum. Morgen werde ich aufwachen, aber nicht wissen, wo. Dann werde ich wieder suchen und tiefer unter dem Himmel fliegen. Kann sein, dass ich morgen in der Lage bin, uns eine neue Heimat zu finden.

Eine gefühlvolle Stimme weckt mich auf, fischt mich aus meinem tiefen, süßen Schlaf, der nur den ganz Jungen und über ihre Grenzen hinausgehenden Erschöpften gebührt. Eine Gruppe Tauben umschwärmt mich. Ich höre ihre Stimmen und ihre schlagenden Flügel und erschrecke, weil sie genau so aussehen wie ich. Im ersten Augenblick gemahnen sie mich

an die Tauben in meinem Traum, doch wenn ich genauer schaue, stelle ich fest, sie sehen anders aus. Zu allererst ist es wichtig, herauszufinden, wo ich meinen leeren Bauch füllen kann. Ich frage die Tauben, ob es hier einen sicheren Platz gibt, auf dem man Futter finden kann. Sie ändern plötzlich ihre Flugrichtung und bewegen sich von diesem Platz fort. Ich folge ihnen.

„Wo geht ihr hin“, frage ich eine Taube am Ende des Schwarms.

„Zur Mühle.“

„Was macht ihr dort?“

„Wir suchen Taubenfutter.“

„Sucht ihr bei der Mühle etwas zu essen?“

Seine Augen sind eiskalt, als er mich fragt: „Bist du eine wilde Taube?“

„Ja, ich stamme aus der Erdbeergegend.“

Ich folge dem Schwarm zur Mühle, wo ich eine große Menge an Weizen von Stroh bedeckt sehe. Der Geschmack ist in der Tat würzig und in mir entsteht der Eindruck, diese Fundgrube sei hervorragend – bar eines Anzeichens von Menschen. Die anderen Tauben wirken so friedlich und froh. Ich beginne in diesem friedfertigen Milieu Vertrauen zu entwickeln, werde mutig und fülle meinen Bauch.

Nichts ist so, wie meine Mutter die fremde Welt beschrieben hat. Voll Vertrauen lange ich bei dem vor mir liegenden Weizen zu. Plötzlich würgt ein grimmiger Schmerz meinen Nacken. Ich versuche mich schnell wie ein vom Bogen abgeschossener Pfeil zu entfernen, doch mir wird die Luft abgeschnürt. Eine unbekannte Kraft zieht mich zurück. Ich möchte entkommen, es geht nicht. Ich werde zurück gerissen, fliege erneut auf und drehe mich richtungslos im Kreis.

Alle anderen Tauben steigen auf, ich fürchte wie in meinem Traum auf dem Boden aufzuklatschen, fürchte, ich falle in die Hände der Menschen, aber es sind keine in der Nähe. Die Zeit vergeht, ich habe keine Vorstellung, wie viele Stunden vergehen. Unvermutet tauchen zwei Menschen auf. Ich weiß, dass ich gefangen worden bin. Da löst sich das Würgeband um meinen Hals.

„Das ist eine wilde Taube“, sagt ein jünger aussehender Mensch.

„Halte ihn fest, verschnüre seine Flügel, dass er nicht wegfliegt“, meint der andere.

Gemeinsam binden sie meine Flügel, packen meinen Hals und schauen mir in die Augen.

„Hallo, die gehört zu einer großwüchsigen Art. Das nenne ich einen Zufall“, sagt der ältere und dreht mich in seinen Händen mehrmals herum, um mich besser in Augenschein zu nehmen. „Lass sie frei. Diese wilde Taube ist völlig wertlos, lass sie frei“, sagt der ältere. „Lass sie frei. Sie hat sich bereits die Zunge abgebissen. Wenn du diese Art von Tauben fängst, hast du gar keine andere Wahl, als sie wieder frei zu lassen. Üblicherweise macht das nur der Anführer des Schwarms.“

„Lass sie uns wenigstens wegen der Eier behalten“, entgegnet der junge Mann.

„Diese Art von Tauben isst und trinkt nichts, wenn wir sie behalten. Sie wird alles ablehnen und nichts fressen, bis sie stirbt.“

Der junge Mann ist unnachgiebig: „Wir können sie nicht einfach gehen lassen.“

„Nun gut, du entscheidest. Du wirst sehen, dass ich dir die Wahrheit sage. So eine Taube habe ich einmal gefangen und ich wollte sie unbedingt behalten, aber sie lebte nur eine Woche“, sagt der Ältere.

„Sicher werde ich sie zähmen“, antwortet der Jüngere zuversichtlich. Du wirst mich niemals zähmen, denke ich mir. Ich werde einen Weg nach Hause finden und bin über mich beschämt, dass ich mir die Worte meiner Mutter nicht zu Herzen genommen habe und in Falle geraten bin, die von Menschen aufgestellt wurde. Alle mir verbliebenen Kräfte zusammen nehmend habe ich für einen Augenblick das Gefühl, frei fliegen zu können. Doch ich stürze zu Boden.

„Verdammt Bastard!“, schreit der Jüngere. „Wenigstens habe ich ihm einen Flügel festgebunden. Sicherlich hat ihn das am freien Fliegen gehindert.“

Er schiebt mich in eine Tasche, vermutlich hat er vor mich irgendwohin mitzunehmen. Vielleicht denkt er daran, mir beide Flügel festzubinden und mich in einen Käfig zu stecken.

Ich sehe einige Tauben hinter Gitterstäben, sie sind alle in eine Ecke gedrängt.

„Du musst wirklich sehr hungrig gewesen sein, sonst wärst du mir nicht in die Falle gegangen“, meint der junge Mensch, als er Futter und Wasser in eine Ecke des eisernen Käfigs stellt. In dem Augenblick, in dem er das Futter niederstellt, strömen die Tauben in diese Ecke des Käfigs und stürzen sich rasend darauf. In mir lodert im selben Moment die Wut hoch und gerne hätte ich gewusst, ob, wenn ich mich auf die Gitterstäbe stürzte, es den tödlichen Schlag auf meinen Kopf gäbe, um diesen Schrecken zu beenden.

Allein meine Flügel sind gebunden und ich bin unbeweglich. Kaum merklich drehe ich meinen Kopf zur Sonne und mir fällt ein, dass ich in weniger als einem Tag in eine von Menschen gestellte Falle geraten bin. Könnte mich meine Mutter jetzt sehen, was dächte sie? Ich fühle mich gedemütigt.

In meinem Traum sehe ich meine Mutter vor dem tiefblauen Himmel, wie sie mich ruft. Mein Vater erscheint, groß und stattlich. Ich bin stolz auf ihn. Sie rufen nach mir. Ich fliege zu ihnen. Sie wenden sich ab. Nochmals fliege ich zu meinen Eltern und erneut wenden sie sich ab. Ich beende meine Versuche. Sie verharren reglos. Mich brennt der Durst und ich rufe: „Mutter, Wasser!“

Eine menschliche Stimme bringt mich in die Gegenwart zurück. „Diese Taube ist wirklich widerspenstig“, sagt die Stimme. „Seit fünf Tagen ist sie hier und hat noch nichts gefressen.“ Es ist der Jüngere der beiden Menschen, die mich gefangen haben.

„Sagte ich dir nicht, dass es sinnlos ist, sie zu füttern?“, antwortet der Ältere ärgerlich. „Las sie gehen. Einer Taube zuzusehen, wie sie auf diese Weise stirbt, ist grausam.“



„Wenn sie nicht aufhört, die Aufnahme der Nahrung zu verweigern, wird sie sterben. Wäre es nicht besser, wenn ich sie gleich in einer Brühe für mein Kind verkoche?“

Der Ältere ist spöttisch: „Du wirst aus ihr nicht viel herauskochen können und wahrscheinlich würdest du krank werden. Lass sie gehen. Einer Taube zuzusehen, wie sie auf diese Weise stirbt, ist grausam.“

„Sie freizulassen bringt uns nichts Gutes“, antwortet der jüngere Mann.

„Egal was, aus dieser Situation entsteht nichts Gutes.“

„Wir hätten aus ihr gleich eine Suppe machen sollen“, meint der jüngere Mann. Als er versucht, meine Flügel zu befreien und mich auf den Boden des Käfigs setzt, nehme ich alle Kraft zusammen, die mir geblieben ist und versuche zum Himmel hinauf zu fliegen. Der Draht jedoch ist zu stark.

Ich will zur Tür des Käfigs eilen, um zu fliehen, aber es gelingt mir nicht.

Er ist in seiner Grausamkeit in höchster Weise klug gemacht. Jeder, der in ihm gefangen ist, hat einen großzügigen Blick auf die Freiheit, die ihm verwehrt ist und das bei keiner Hoffnung, sie wieder zu bekommen.

Die Luft innerhalb und außerhalb des Käfigs ist dieselbe. Das Leben aber, das auf meiner Seite dieser Gitterstäbe möglich ist, scheint zu einem anderen Universum zu gehören. Wer immer so eine Einrichtung geschaffen hat, war wahrhaftig eine Eisenfaust mit dem schwärzesten Herzen. Diese ist dazu bestimmt kleine Kreaturen wie mich aus dem Verkehr zu ziehen, selbst wenn ich ihnen von keinem begreifbaren Nutzen bin. Durch das Einsperren meines Körpers hoffen sie meine Seele zu versklaven, ist mir klar. Ich möchte mein Leben beenden, aber es geht nicht und das ist das Schlimmste von allem.

„Herzlose Menschen, die meine Freiheit vernichteten“, möchte ich hinausschreien, „entweder ihr lasst mich frei oder ihr lasst mich sterben.“

Ein vertrauter Geruch erreicht mich. Ich sehe meine Mutter. Ihre Augen wirken besorgt, als sie meine verlorenen Federn, meinen gebrochenen Schnabel und meine Mitleid erregenden verdrehten Flügel sieht.

„Mutter, vergib mir“, beginne ich ihr zu sagen, „dem Vertrauen, das du in mich gesetzt hast, habe ich mich nicht entsprechend verhalten. Ich bin

nicht stark genug, um dein Sohn zu sein.“ Ich senke meinen Kopf gleich einem verurteilten Kriminellen auf der Anklagebank. Warum habe ich nicht sterben können, bevor sie hier ankam?

„Du hast alles gemacht, was in deiner Macht steht“, antwortet sie, „nun musst du deine Aufgabe beenden.“

„Aber Mutter, das kann ich nicht“, sage ich ihr, „ich bin ein Gefangener ohne Kraft und Saft: So sehr ich mir wünsche zu sterben, ich kann nicht.“

„Das ist klar“, erwidert sie, „und daher musste ich zu dir kommen, um dir die Freiheit zu bringen.“

„Nicht länger mehr verdiene ich Freiheit“, sage ich, „ich bin es nicht einmal wert, dein Kind zu sein.“

„Dann werde ich es dir nochmals sagen. Ich habe dir die Freiheit gebracht. Du bist immer noch mein tapferer Sohn. Du kannst nicht gezwungen werden, wie ein Sklave zu leben, dir muss gestattet sein tapfer zu sterben, mit Würde“, erklärt sie und schiebt ein Stückchen Essen zu mir.

„Diese Erdbeere ist eine giftige. Iss sie und sie wird dich frei machen. Stelle die Ehre unseres Schwarms wieder her und erinnere dich stets daran, dass wahre Freiheit nur durch einen hohen Preis zu haben ist. Hier, bewege deinen Schnabel näher zu mir.“

Ich betrachte meine Mutter zum letzten Mal. Sie wirkt ruhig und gelassen. Ich strecke meinen beschädigten Schnabel zu ihr. Mein Schnabel, meine einzige mir verbliebene Waffe, ein Feind der Menschen, beschützte und nährte mich und führte mich in die Falle der Menschen. Nun ist er gebrochen, zerschmettert durch meinen gescheiterten Aufprall auf den Gitterstäben. Endlich, ich kann frei sterben. Ich fühle mich, als stünde meine Seele in Flammen – sich erhebend und frei.

Die Gifte der Erdbeere durchströmen mich wie der Klang der Freiheit selbst gemeinsam mit der Dankbarkeit, dass ich jetzt, von diesem Augenblick an, endlich frei sterben kann. Mir ist, als brennte meine Seele – sich ungehindert emporschwingend.

Alles kann ich nun klar sehen – der Himmel ist noch immer tiefenblau, die Welt verharrt in ihrer Pracht und alles ist ruhig und still. Eine Gruppe

Tauben versammelt sich um mich in einer Ecke des Käfigs, beobachtet mich verwirrt und überrascht.

Maralbeshi, 24. März 2004

*Übertragen aus dem Uigurischen von Dolkun Kamberi*  
*Übertragen aus dem Englischen von Helmuth A. Niederle*

**<http://www.uyghurpen.org>**